Nr. 304. 37. Jahrgang. Abend-Ausgabe. Mittwoch, 17. Juni 1908

Berliner Tageblatt und Handels-Zeitung.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion keine Verantwortlichkeit.

Chef-Redakteur: Theodor Wolff in Berlin. Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Keine Müdigkeit!

Fürst Bülow hat als preußischer Urwähler für die konservativen Wahlmänner gestimmt; er gehört damit als Wähler zu der Partei, die in Berlin ruhmlos unterlegen ist. Aber er findet vielleicht einen Trost in der Tatsache, daß die konservative Partei im Lande um so größere Erfolge zu verzeichnen hat. Zieht sie doch mit 152 Vertretern in das neue Abgeordnetenhaus ein. Mit dem Bekenntnis zum „bewährten" Dreiklassenwahlrecht ging sie in den Wahlkampf. Heute wird sie sich attestieren, daß ihre Spekulation richtig gewesen ist. Sie wird es vielleicht auch verschmerzen, daß den acht konservativen Erfolgen fünf freikonservative Niederlagen gegenüberstehen, da doch immer eine Stärkung der konservativen Stellung übrig bleibt. Und wenn sie sich gar noch den Gewinn des Zentrums von neun Mandaten und den Gewinn der Polen von zwei Mandaten zurechnen sollte, dann wird sie, und mit ihr das konservative Parteimitglied Fürst Bülow, sich dem Wahn hingeben können, daß das preußische Dreiklassenwahlrecht und die preußische Junkerherrschaft so fest stehe wie die Wacht am Rhein.

Eine andere Frage ist, wie Fürst Bülow nicht als konservativer Wähler, sondern als Staatsmann den Wahlausfall einschätzt. Rechnet er allerdings das Zentrum und die Polen, die ja für den Antikulturblock sehr nützlich sein mögen, zu den staatserhaltenden Parteien im engeren Sinne, dann dürfte er berechtigt sein, sich die Hände zu reiben, weil wieder einmal alles so hübsch glatt gegangen ist. Aber er kann sich der Erkenntnis nicht verschließen, daß Zentrum und Polen, mögen sie auch mit Wonne bereit sein, klerikale Schulpolitik zu treiben, doch eigentlich zu den Gegnern der Bülowschen Blockpolitik gehören. Noch mehr dürfte es den leitenden Staatsmann beunruhigen, daß die Sozialdemokratie in einzelnen Fällen, so in Bochum, zugunsten des Zentrums den Ausschlag gegeben hat. Zweifellos, in der reaktionären Suppe ist ein Haar, das sie verdächtig macht.

Seien wir offen und stellen wir fest, daß der Ausgang der preußischen Wahlen für den Fürsten Bülow eine Enttäuschung bedeutet. Da der Fürst trotz aller diplomatischen Gewandtheit nicht dauernd nach zwei Seiten hinken kann, so konnte er nur hoffen, daß sich die Blockpolitik auch in Preußen durchsetzen werde. Das ist nicht geschehen; während im Reichstage der konservativ-liberale Block dominiert, wird das preußische Abgeordnetenhaus durch das konservativ-klerikale Kartell mit obligater Unterstützung der Polen beherrscht.

Die Lage wird aber noch komplizierter, wenn man berücksichtigt, daß das Zentrum gerade in der Wahlrechtsfrage durchaus nicht auf dem konservativen Boden steht. Das Zentrum ist viel zu klug, sich auf das bestehende Wahlrecht festlegen zu lassen. Es hat auch, wo es der Wahlkampf gebot, aus seiner Bereitwilligkeit zu einer Beseitigung des Dreiklassenwahlrechts kein Hehl gemacht. Das sind Wechsel, die ihm bald präsentiert werden dürften; ob sie eingelöst werden, ist eine Frage für sich. Aber gerade vom konservativen Standpunkt aus ist das Zentrum in der Wahlrechtsfrage ein unsicherer Kantonist.

Das Dreiklassenwahlrecht wackelt, viel mehr, als es aus dem nackten Wahlergebnis hervorgeht. Das tritt schon bei den freisinnigen Wahlen hervor. Insgesamt haben es die freisinnigen Parteien auf drei Dutzend Abgeordnete gebracht. Nach der Zahl der freisinnigen Wahlmänner hätten sie mindestens auf die doppelte Zahl von Mandaten Anspruch. Allein in Berlin haben 3639 freisinnige Wahlmänner sich an der Abgeordnetenwahl beteiligt. Das Resultat sind sechs, im günstigsten Falle, wenn nämlich Moabit gewonnen wird, sieben Mandate. Mit 3639 Wahlmännern haben die Konservativen durchschnittlich ein halbes Schock Mandate gewonnen.

Noch auffälliger wird das Mißverhältnis zwischen der Zahl der Wähler und auch der Wahlmänner, wenn man die sozialdemokratischen Erfolge mit der sozialdemokratischen Stimmenzahl vergleicht. Nach sozialdemokratischer Berechnung, die allerdings erst noch nachgeprüft werden muß, haben rund 500,000 Wähler für die Sozialdemokratie votiert, von denen 200,000 auf Berlin, der Rest auf die übrigen Wahlkreise entfällt. Der Zahl der Wähler nach dürfte die sozialdemokratische Partei die Konservativen weit überflügeln. Sie hat aber nur sechs Mandate gewonnen, während die beiden konservativen Parteien in der Stärke von 211 Mann in das Abgeordnetenhaus einziehen. Man darf es ruhig aussprechen, daß diese ungleiche Machtverteilung, eine Fälschung des Volkswillens darstellt.

Eine Partei kann sich damit abfinden, daß sie durch glückliche Umstände in die Höhe getragen wird. Ein Staatsmann muß weiter und tiefer blicken. Er darf sich nicht bloß mit den Wahlergebnissen abfinden, sondern er muß die Unterlagen prüfen, auf denen sie stehen. Sieht sich aber Fürst Bülow die jetzigen Wahlen daraufhin an, dann kann er sich der Erkenntnis nicht verschließen, daß die Zahlen der Anhänger einer gründlichen Wahlreform in Preußen beträchtlich gewachsen sind und daß sie weitaus die Mehrheit der preußischen Wähler darstellen. Sollte er es bestreiten wollen, so empfehlen wir nichts anderes als eine Beschleunigung der statistischen Zusammenstellung der Wahlmänner- und Abgeordnetenwahlen. Es wird dann die Möglichkeit einer Nachprüfung des Wahlverlaufes für jede einzelne Partei gegeben sein.

Etwas anderes ist freilich die Erkenntnis der Unhaltbarkeit einer politischen Situation, etwas anderes ihre Reform. Ob Fürst Bülow die Konsequenzen aus den Wahlstimmen zieht, oder ob er es nicht vorzieht, sich bei den Wahlergebnissen zu beruhigen, das ist seine Sache. Aber für den Liberalismus, soweit er wirklich aus dem Jammer der Dreiklassenwahl herauswill, liegt kein Grund zur Verzagtheit vor. Mag er im Abgeordnetenhause auch wenig zu sagen haben, im Volke hat er an Boden gewonnen. Der Götze der preußischen Reaktion steht auf tönernen Füßen. Das liberale Bürgertum wird ihn zu Fall bringen, wenn es auf dem Posten bleibt und seine etwas müden „Führer" vorwärts zu drängen weiß.

Muley Hafids Erfolge.

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

Paris, 17. Juni.

Der „Petit Parisien" schreibt heute: Der Hafidismus gewinnt mit erstaunlicher Schnelligkeit an Ausdehnung. Noch wahrt zwar Tanger die äußere Ruhe, aber die ganze Umgegend steht bereits moralisch unter dem Befehl des Eroberers von Fes. Es scheint fast ausgeschlossen, daß die Bewegung nicht auch auf die Küstenstädte übergreift. Auch dann werden unsere Kreuzer nicht intervenieren, es sei denn, daß Europäer in Gefahr kommen. Aber Hafid scheint geschickt genug zu sein, um keine Repressalien Europas zu veranlassen und seine Anhänger zu zügeln. Die französische Kolonie in El-Ksar ist nicht bedroht. Der Sultan des Südens hat übrigens alle Europäer auffordern lassen, nach Fes zu kommen, wo ihre Sicherheit völlig gewährleistet sei. Abd-el-Malek ist kein Protégé Frankreichs mehr. Er hat in der türkischen Armee gedient und trat dann in den Dienst von Abdul Asis, wo er einen hohen Rang erreichte.

* * *

London, 17. Juni. (W. T. B.) Nach einer Meldung des „Daily Telegraph" aus Tanger vom 16. Juni bildet unter den Eingeborenen die Abreise des Kaid **Mac Lean** nach England, wo er nach ihrer Meinung für Abdul Asis, der als entthront angesehen wird, einen Wohnsitz besorgen soll, das Hauptgesprächsthema.

Taft oder Roosevelt?

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

Paris, 17. Juni.

Dem „New-York Herald" wird aus der Eröffnungssitzung des republikanischen Nationalkonvents in Chicago gemeldet: Die Delegierten von Ohio trugen, als sie erschienen, ein Bild Tafts als Emblem mit sich. Doch blieb der erwartete Beifall aus. Als der Präsident des Nationalcomités in seiner Ansprache Roosevelts Namen erwähnte, ertönte Beifall; aber auch dieser war nicht so laut, wie man erwartet hatte. Es war gestern das erste Mal, daß das Eröffnungsgebet im Konvent durch einen katholischen Geistlichen gesprochen wurde. Die Ausnahme wurde gemacht, weil Bischof Muldoon ein Freund Taffts und ein bekannter Republikaner ist. Der Versammlung wohnten als Zuschauer der französische und englische Botschafter, der Kanzler der russischen Botschaft und Vertreter anderer Gesandtschaften bei.

Als weiterhin der Senator Burrow seine Lobrede auf die republikanischen Präsidenten Lincoln, Grant, Mac Kinley und Roosevelt hielt, erwartete man bei Roosevelts Namen einen stürmischen Applaus, der alle fortreißen sollte. Der Applaus war aber nicht so stark, wie man erwartet hatte, und nahm bei jeder Erwähnung von Roosevelts Namen immer mehr ab. Es machte Sensation, daß Burrow von dem gedruckten Redetext, den Roosevelt genehmigt hatte, abwich. Eine Andeutung, die auf Roosevelts Friedensvermittelung zwischen Rußland und Japan ging, wurde mit Bravo und Händeklatschen begrüßt; der allgemeine Eindruck war aber der, daß eine neue Kandidatur Roosevelts ausgeschlossen ist.

Ein Stimmungsbild, das dem „Matin" von der Eröffnungssitzung gekabelt wird, läßt im Gegensatz zu der „Herald"-Meldung die Stimmung der Versammlung für Roosevelt außerordentlich günstig erscheinen.

* * *

Ueber den **Inhalt** der dem Nationalkonvent gestern vorgelegten **„Platform"** wird uns durch ein Kabeltelegramm aus Chicago gemeldet: Die „Platform" tritt unzweideutig für die Politik Roosevelts ein und verlangt energisch eine Tarifreform, welche einen Ausgleich der Zölle dahin herbeiführt, daß dem Konsumenten die günstigsten Preisverhältnisse gesichert werden Hand in Hand mit dem Schutze der heimischen Industrie und der heimischen Arbeit. Die Zölle mußten der Differenz zwischen den europäischen und den amerikanischen Produktionskosten einschließlich eines angemessenen Gewinnes für den amerikanischen Unternehmer entsprechen; das Prinzip des Schutzzolls wird im allgemeinen angenommen. Die Platform beglückwünscht den Kongreß zu der Annahme der Aldrich- und Vreeland-Bill, die im Interesse einer gesunden Finanzpolitik des Landes sei. Sie empfiehlt eine Abänderung des Shermanschen Antitrustgesetzes dahin, daß die Eisen-

Von Weimar bis Lablacken.

Von [Nachdruck verboten.]

Alfred Cold.

In dem Buch über Jenny v. Gustedt „Im Schatten der Titanen", das Lily Braun soeben veröffentlicht, stehen treu wie in einer Chronik und in reichster Menge familiengeschichtliche Mitteilungen. Eine davon ist mit begreiflicher Neugier aufgenommen und als rote in Umlauf gesetzt worden. Daß Frau v. Gustedt, die Lily Brauns Großmutter war, die als Mädchen Jenny v. Pappenheim hieß und als Weimarer Hoffräulein noch bei Goethe aus- und einging, daß diese kluge und ehrwürdige Freundin der Enkel des Dichters und der Karl Augusts eine leibliche Nichte Napoleons war, konnte als Enthüllung nicht des Eindrucks verfehlen, vorausgesetzt, daß es nicht anfangs gar Zweifeln begegnete. Die Tochter einer deutschen Aristokratin am Hofe zu Kassel sollte nicht ihrem legitimen Vater entsprossen sein, sondern einem der zärtlichsten Könige, dem roi Jérôme — unmöglich ist es nicht. Diana v. Pappenheim, die Mutter, war schön. Aber seltsam verspätet kommt diese höfische Ehetrung von 1812 zu uns. Kann nicht zur Abwechselung auch die Unehelichkeit „unterschoben" sein? Nun, die Gründlichkeit triumphiert. Lily Braun hat den Briefwechsel zwischen Jérôme und Jennys im Kloster verborgener Schwester Pauline (Mère Marie de la Croix) und Jenny selbst, und diese Briefe veröffentlicht sie. Seit langem besitzt sie die Dokumente; gleich nach dem Tode der Großmutter, in einer damals erschienenen ersten Auflage des jetzigen Buches, konnte sie, wenn sie wollte, Gebrauch davon machen. Bloß aus erzwungener Familienrücksicht unterblieb das bis heute.

Der Zweifel verstummt also. Die Weimarer Hofdame war eine heimliche Bonaparte. Und in diesem schönen Buch der Erinnerung, das aus ihren wechselnden Schicksalen bunt geflochten ist wie ein Roman, bleibt der romantischste Augenblick wirksam im Halbdunkel ... Als junge Gattin und Mutter, vierunddreißigjährig, erfährt Jenny von jenem Geheimnis. Die Schwester im Kloster teilt es ihr mit. Eine Korrespondenz beginnt, in die nur dann Lücken kommen, wenn Jenny selbst nach Paris fährt ... Einmal, nach dem Tode ihres Mannes, zieht sie sich wie eine Schutzsuchende zu ihrer Schwester zurück, versucht in der Stille von „Notre Dame des Oiseaux", kehrt geläutert, resigniert, ganz Mutter, zu ihren Kindern zurück ... Jene Beziehung bleibt also aufrecht. In edler Klarheit ist die „natürliche Tochter" den Konflikt, den das Geheimnis ihr aufladen mußte, sie bekennt sich, wenn auch die deutschen Verwandten darüber nichts hören wollen, zu ihrer Herkunft, und das Geheimfach im Schreibtisch, dem Sekretär jener Zeit, räumt sie den Andenken an den Vater ein. Und doch, in der fast unbegreiflichen Fülle ihrer Lebenswandlungen, von denen der Enkelin Buch berichtet, bedeutet der Vater verschwindend wenig. Was ist ihr die Deszendenz? Nicht viel mehr als ein Traum. Ein fernes Etwas, gerade genug für briefliche Zärtlichkeiten. Im Grunde so wenig, daß es uns nachdenklich machen könnte. Jenny v. Gustedts vorbildliches Leben entwickelt sich wahrhaftig jenseits der Rasse. Es legt viel eher Zeugnis ab für die Selbsterziehung und für das Milieu als für die Bande des Bluts und (so könnte man folgern) für die überschätzte Wichtigkeit der Verwandtschaft.

Im Leben fast nur ein spielerisch-dekorativer Zug und im Buch nur ein Vorspiel, das ist diese „recherche de la paternité". Wie mit verblaßter Tinte steht das Kapitel in Jennys Biographie. Jérôme wird man gern für den Gentleman nehmen, als den ihn Lily Braun vorstellt, und seine Vaterliebe ist zweifellos rührend; doch sie wirkt unpersönlich. Sie ist abstrakt wie gelernte Moral. Auf die im Glanz eines Goethe Herangewachsene, Herangebildete kann sie keinen Einfluß mehr üben. Jennys Leben wurzelt in Weimar. Das ist das Zauberland ihrer Jugend. Da eine unsichtbare Hand sie grausam herausreißt von dort und fortführt, zerbricht ihre Wurzel. Im Preußentum kann sie nicht aufgehen. Die dem Olympier nahegestanden, sie wird eine Unbefriedigte, Unstete. Als stumme Dulderin endet sie hochbetagt bei einem junkerhaften Sohn auf einem ostpreußischen Gute. Zwischen jener ersten Station und dieser letzten zieht sich ihr Weg hin. Lablacken heißt das einsame Dünengrab ihres Lebens und ihrer Hoffnungen.

Für die Goethe-Stadt in dem Zeitraum von 1828 bis 1840 sind Jennys geistvolle Aufzeichnungen Dokumente, die der Literaturforscher nicht mehr wird missen können. Und wenn es sich jemals zeigte, daß die Weimar-Philologie noch lange nicht lächerlich ist, indem sie den ganzen Kreis von damals, die Großen und Kleinen aufspürt, dann eben hier. Auf keinem von Jennys Jugendbekannten möchten wir irgend verzichten. Lebendige Geschichte ist es, was sich als Freundschafts- und Familienleben einer früheren Zeit so fühlbar überliefert wie hier. Wertvoller als offizielle Daten erscheint es uns. Lieber will ich ein Ignorant sein in der heutigen Bildungsfrage, welches Infanterieregiment aus Weimars früherer Armee gemacht worden ist, als die Schilderung Jennys vergessen, wie im alten Haus am Frauenplan einmal Teebesuch bei Ottilien ist, wie Tiecks unruhig dasitzen, Eckermännchen verlegen umherspähen, alles unsicher auf Goethe wartet, und wie Goethe, zu dem Jenny selbst die Treppe hinunterläuft, nicht kommen will, weil er als alter Mann noch sehen müsse, wie er mit seinem Tagewerk fertig wird. In dem Buch tritt der Dichter freilich nicht oft in eigener Person auf. Jenny, die in den Goethe-Notizen des Kanzlers v. Müller ein einziges Mal genannt wird, ist für den Alten ein halbes Kind, eine jüngere Freundin der Schwiegertochter. In Versen dankt er ihr für gestickte Pantoffeln, er schenkt ihr einmal ein Lebtuchenherz, er liest ihr auch einmal aus dem Faust-Manuskript vor, doch da sie in Tränen ausbricht, sagt er nur (es klingt, als zöge er sich wieder zurück): „Ja ja, da habe ich viel hineingeheimnißt!" An seinem Zimmern huscht Jenny vorbei, wenn sie zu Ottilien eilt. Ottilie aber, die man bei Eckermann so wenig kennen lernt, daß man ein unklares Idealbild empfängt — Goethe selbst hat sie humoristisch Thekla und Jungfrau von Orleans genannt — entschleiert sich vor dem Scharfblick der Freundin. Man erschrickt fast vor dem Bild dieser Frau, die man heute eine interessante Hysterikerin nennen würde. In ihren Dachstuben herrscht der Genielkult. Nach dem Tod ihres Mannes, den das Buch sehr gerecht zeichnet als einen geraden, „stolzen", aber verzweifelten Menschen, den nur Ernst v. Schiller beeinflussen konnte, verwildert Ottilie fast. Die jungen Engländer und Franzosen, die Weimar bevölkern, führen das Wort bei ihr. Die hauschristliche Zeitung „Chaos" die man gegründet hatte, hält freilich Goethe selber im Zaum. Der besonnenere Jenny liegt indessen die Erziehung der Söhne Ottiliens ob. Die wachsen heran als stumme Mahnungen einer Dekadenz, in die nach dem Tode Goethes jene Gesellschaft verfiel. Die Lebensuntüchtigkeit ihrer Mutter aber hat ihren verhängnisvollen Anteil daran.

In das Weimar der Epigonen wächst Jenny hinein; die Nachkommen der großen Zeit sind ihre Freunde; Prinzessin Augusta, ihre Jugendgespielin, lebt allerdings schon in Berlin, Erbprinzessin, dann Königin, Kaiserin schließlich. Mit ihr trifft Jenny erst später wieder zusammen. Die Weimarer Hofgesellschaft setzt mittlerweile ihren künstlerisch wohlgepflegten Dilettantismus fort. Im „Wilhelmsthaler Journal" schreiben sich Jenny und Prinz Karl Alexander anonyme Ergüsse über Tugend und Glück. Das Andenken Goethes liegt noch wie eine schöne „Mondscheinnacht" über allem. Wie die Zeitstimmung wirkt es, wenn Jenny erzählt, daß sie die altgewordene Charlotte v. Stein manchmal bei ihrer Lampe sitzen sah, ernst, still, ein Buch ihres Dichters vor sich. Doch fiel in diese enge